

Der Glaube verschwindet, der Markt kommt

Joachim Beuckelaers Werk aus dem Jahr 1561 lässt sich als frühneuzeitliche Religionskritik lesen

MARTIN GRICHTING

Im Musée des Beaux-Arts von Nancy kann man ein Gemälde des flämischen Malers Joachim Beuckelaer bewundern, der von 1533 bis 1574 in Antwerpen gewirkt hat. Auf den ersten Blick handelt es sich bei seinem Bild aus dem Jahr 1561 um eine bunte Marktszene. Früchte und Gemüse werden an Ständen angeboten, Hühner, Eier und Brot, die Üppigkeiten der Schöpfung. Von Pferden werden sie auf Karren herangezogen. Bevölkert wird die Szene von Dutzenden von Männern und Frauen, Händlern und Käufern. Jung und alt sind sie, in allen Farben gekleidet, ein quirliges Durcheinander.

Das Wimmelbild aus der Renaissance trägt den Titel «Marktszene mit Ecce Homo» und hat es in sich. Denn man sieht erst auf den zweiten oder dritten Blick, dass der flämische Künstler im Hintergrund, bedingt durch die Perspektive winzig gemalt, eine biblische Szene hineingeschmuggelt hat. Knapp erkennbar ist der gefesselte Jesus, der dem Volk gezeigt wird. Seht, der Mensch: «ecce homo». Ein paar Interessierte wenden sich dem Geschehen zu. Aber die meisten nehmen es nicht wahr. Sie sind damit beschäftigt, ihren Marktgeschäften nachzugehen.

Wenn man die Relevanz der christlichen Religion bedenkt, die ihr in der Gegenwart in Europa noch zukommt, könnte man sagen: Joachim Beuckelaer hat für das 21. Jahrhundert gemalt. Denn im Vordergrund steht heute buchstäblich der Markt. Es ist nicht der Wochenmarkt, sondern der Weltmarkt, der Aktienmarkt und der Arbeitsmarkt. Dass Gott nach christlicher Überzeugung in Jesus Christus der Welt sein Gesicht gezeigt hat – ecce homo –, ist in den Hintergrund gerutscht. Man muss es mit der Lupe suchen.

Freiheit und Gleichheit

Man kann Beuckelaers Werk als frühneuzeitliche Religionskritik lesen, in dem Sinn, dass Religion am Verschwinden ist. Kunstgeschichtlich wird diese These gestützt durch das Argument, dass Nachfolger des flämischen Künstlers christliche Reminiszenzen ganz eliminiert haben. In der Tat hat Beuckelaer die Entstehung des Genres der reinen «nature morte» mitgeprägt. Man kann jedoch auch argumentieren, der Maler habe sagen wollen: Hinter dem Vordergründigen des vernünftigen gesellschaftlichen Lebens und des Konsums stehe eine beständige



Jesus Christus ist in den Hintergrund gerutscht. Joachim Beuckelaer: «Marktszene mit Ecce Homo», 1561. HERITAGE IMAGES / HULTON ARCHIVE / GETTY

christliche Religion als tragende Grösse weiter, sosehr das auch der Mehrheit nicht mehr bewusst sein mag.

Beuckelaers Motive werden wohl im Dunkeln bleiben. Die beiden Interpretationen sind jedoch geeignet, um über das Verhältnis von christlicher Religion und westlichen Gesellschaften nachzudenken. Man kann es mit dem Bild der detailgetreu gemalten Früchte verdeutlichen: Sind die Freiheit der Individuen, auch die Freiheit des Marktes, der säkulare Rechtsstaat, der ihn ermöglicht und schützt, sowie die freie und offene Gesellschaft «Früchte» einer Religion, welche die unveräusserliche Würde des Individuums betont? Diese Religion unterscheidet Kaiser und Gott und lehrt die Freiheit und Gleichheit aller unter einem einzigen Gott. Wenn das so ist: Können diese Früchte genossen werden, wenn die Wurzeln, die sie hervorgebracht haben, verdorrt sind?

Die gegenteilige Sichtweise könnte man ebenfalls mit einem Bild ver-

deutlichen. Es wird zwar gerne zugegeben, dass ohne die christliche Religion sowie die Ingredienzen aus Jerusalem, Athen und Rom die aufgeklärte westliche Zivilisation nicht entstanden wäre. Aber diese Wurzeln seien nun entbehrlieh geworden. Oder technizistischer gesagt: Was dazu erforderlich gewesen sei, die freie aufgeklärte Welt in ihre Umlaufbahn zu schiessen – die erste Raketenstufe der jüdisch-christlichen Religion –, sei nun ausgebrannt. Sie könne abgekoppelt werden und in den Weiten des Weltalls verschwinden. Das Eigentliche fliege nun von alleine weiter. Diese letztere These hat heute im Westen zweifellos mehr Anhänger, auch unter den Verfechtern des Liberalismus. Denn dass die christliche Religion hinter den Segnungen des Marktes weit in den Hintergrund gerückt ist, kann niemand bestreiten.

Es bleibt freilich zu bedenken, dass es von Anfang an auch eine andere libe-

rale Lesart gegeben hat, was die Rolle der (christlichen) Religion für den Bestand der freien, offenen Gesellschaften betrifft. Benjamin Constant, der lebenslang die Geschichte der Religionen erforscht hat, ohne dabei ein Apologet christlicher Orthodoxie zu sein, hat festgestellt, kein irreligiöses Volk sei je frei geblieben. Denn um die Freiheit zu verteidigen, müsse man bereit sein, sein Leben zu opfern. Was aber gebe es mehr als das Leben für denjenigen, der jenseits dieses Lebens nur das Nichts sehe? Wenn der Despotismus auf die Abwesenheit des religiösen Gefühls stosse, werfe sich das Menschengeschlecht in den Staub.

Alexis de Tocqueville hat ebenfalls die Gefahr betont, die mit dem Schwinden religiöser Überzeugungen verbunden sei. Da man nicht mehr hoffe, die Fragen über die letzte Bestimmung des Menschen lösen zu können, finde man sich damit ab, daran nicht zu denken. Ein solcher

Zustand müsse jedoch unvermeidlich die Seelen zermürben. Wenn somit der geistig-spirituelle Bereich diffus werde, wolle man, dass zumindest in den materiellen Dingen alles gefestigt und dauerhaft sei. Und Tocqueville prophezeite solch existenziell verunsicherte Bürger betreffend: «Da sie sich ihrem früheren Glauben nicht wieder zuwenden können, schaffen sie sich einen Herrn an.»

Und im Sinne Constants folgte er daraus: «Was mich betrifft, bezweifle ich, dass der Mensch jemals eine völlige religiöse Unabhängigkeit und eine vollkommene politische Freiheit ertragen kann. Ich bin geneigt zu denken, dass er, ist er nicht gläubig, hörig werden, und ist er frei, gläubig sein muss.»

Schicksalhafte Alternativen

In der Tat sind der Marxismus-Leninismus wie auch der Nationalsozialismus in einem politisch sowie religiös fragilen Umfeld gross geworden. Ein weltanschaulich-religiöses Vakuum hat nicht nur hier diesseitigen Heilsbringern und ihren Lehren einen fruchtbaren Boden bereitet. Diese Lehren haben die Sehnsucht nach dem Paradies verzeitlicht und verdiesseitigt. Und sie haben dadurch bekanntlich die Hölle auf Erden geboren.

Tocqueville hat ebenfalls bemerkt, dass Demokratien nur durch Erfahrung zu lernen vermögen. Die westlichen Demokratien werden angesichts ihrer Infragestellung durch russischen Imperialismus, chinesischen Expansionismus, gewaltbereiten Islamismus, links-grün-wochen Kulturrelativismus, westlichen Selbsthass und unbewältigte Migration in nächster Zeit Erfahrungen machen. Es wird sich dann zeigen, ob sie im Sinne eines Perpetuum mobile aus sich heraus fähig sind, den Grundsätzen der Freiheit, der Menschenwürde und der offenen, freien Gesellschaft Bestand zu verleihen.

Judentum und Christentum als in den Hintergrund entschwindende Realitäten aus vergangenen Zeiten oder als tragender Grund des freien Marktes der Möglichkeiten: Das sind nicht nur die zwei Deutungsmöglichkeiten des Gemäldes von Joachim Beuckelaer. Es sind die Alternativen, vor denen der Westen heute schicksalhaft steht.

Martin Grichting war Generalvikar des Bistums Chur. Er ist Autor von «Religion des Bürgers statt Zivilreligion. Zur Vereinbarkeit von Pluralismus und Glaube im Anschluss an Tocqueville» (Schwabe, 2024).

Er warnte früh vor den Expansionsgelüsten des Putin-Regimes

Juri Andruchowytchs Essays über die Ukraine wurden von manchen als hysterisch abgetan. Doch er behielt recht

ILMA RAKUSA

Beim Lesen von Juri Andruchowytchs Essayband «Der Preis unserer Freiheit», der Texte aus den Jahren 2014 bis 2023 versammelt, fragt man sich ein übers andere Mal: Warum wurde diesem Mahner nicht rechtzeitig Gehör geschenkt?

Andruchowytch, neben Serhij Zhadan der bekannteste ukrainische Schriftsteller und ein polyglotter Europäer aus der einst zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörenden galizischen Stadt Stanislau, heute Iwano-Frankiwsk, kennt die Geschichte seines Landes wie kaum ein Zweiter. Prägend wurde für den Achtjährigen ein Verwandtenbesuch in Prag, kurz vor dem russischen Einmarsch von 1968. Hier schnupperte er Frühling und Freiheit, die Erinnerung war nachhaltig. Später blieb es Andruchowytch nicht erspart, Wehrdienst in der Sowjetarmee zu leisten, was Drill und Schikane bedeutete. Mit russischem Neoautoritarismus, Nationalismus und chauvinistischem Kitsch setzte er sich während seiner Zeit am Gorki-Institut für Weltliteratur in Moskau auseinander, das ihn zu seinem satirischen Roman «Moscoviada» inspirierte.

Als die Sowjetunion zusammenbrach und die Ukraine 1991 ihre Unab-

hängigkeit erlangte, setzte Andruchowytch seine Hoffnung auf eine europäische Orientierung seines Landes. An der Orangen Revolution von 2004 nahm er ebenso teil wie am Euromaidan im Winter 2013/14. Viele seiner Augenzeugenberichte wurden in deutschsprachigen Zeitungen gedruckt. Der Schriftsteller und Public Intellectual erhielt namhafte Preise, so den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung, den Hannah-Arendt-Preis und zuletzt den Heine-Preis, und bedankte sich mit hellsichtig-auftrüttelnden Reden. Nur: Wer hat wirklich zugehört und das Gesagte beherzigt, welcher deutsche Politiker das Gespräch gesucht?

Zwischen Ost und West

Früh schon forderte Andruchowytch die westlichen Staatengemeinschaft auf, der Ukraine eine EU-Beitritts-Perspektive anzubieten, denn sein Land sei nicht ein «Truppendurchmarschplatz», eine «Pufferzone», ein Graubereich zwischen Ost und West, sondern gehöre unzweideutig zu Europa. Doch politischer Opportunismus verhinderte selbst 2014, nachdem Russland die Krim annektiert und einen hybriden Krieg im Donbass begon-

nen hatte, entschiedenes Handeln vonseiten des Westens.

Halbherzige Sanktionen, der Bau von Nord Stream 2 waren nicht dazu angehtan, den russischen Aggressor zu stoppen. Dieser reagiere nur auf Hard Power, schrieb Andruchowytch 2014 in seinem Essay «Der Preis der Werte oder Unsere Dissonanzen». Der Essay schliesst mit der Beschwörung der Maidan-Barrikaden unter der Europaflagge: «Wir waren allein und haben nicht nur unsere eigene «égalité»: verteidigt, sondern auch die Ihre. Verzeihen Sie – ohne es zu wollen, sind Sie zu unserm schlechten Gewissen geworden.» Acht Kriegsjahre später, nach dem brutalen Grossangriff russischer Truppen auf die Ukraine und der von Olaf Scholz ausgerufenen «Zeitenwende», ist der Westen aufgewacht. Und Juri Andruchowytch konnte aus Ursula von der Leyens Mund den lang ersehnten Satz vernehmen: «They belong to us, they are one of us and we want them in.»

Trotzdem: Der Krieg geht mit unverminderter Gewalt weiter und setzt jene leidvolle Geschichte fort, die die Ukraine im Laufe ihrer Historie vonseiten Russlands oft genug erfahren hat: Unterjochung. Die Grossmacht will das ukrainische Volk nicht als eigenstän-

dig anerkennen, vielmehr kolonialisieren und bekämpfen, verkennt allerdings das aufständische Potenzial seines Gegners, seine «partisanische Mentalität».

Prägnante historische Abrisse

Wie diese sich herausgebildet hat, skizziert Juri Andruchowytch in prägnanten historischen Abrissen. Und begründet, warum die Ukrainer sich mit Heldennut gegen «Teilung und Aufteilung», «Einflussphären», «Verantwortungsbereiche» und «kanonische Territorien» zur Wehr setzen, sei es auch um einen hohen Preis: weil sie sich weigern, sich zu unterwerfen, und auf Selbstbestimmung und Freiheit pochen. Mit seinen Essays möchte Andruchowytch nicht zuletzt jene Skeptiker im Westen erreichen, die noch immer davor warnen, «Russland zu erzürnen», und rasche Verhandlungen fordern, obwohl auf keiner Seite Verhandlungsbereitschaft besteht. Zornig konstatiert der Autor, man mache sich etwas vor, wenn man meine, «einen pathologischen Aggressor besänftigen» zu können.

Nach dem Massaker von Butscha nennt er Russland einen «Terrorstaat», dessen Bestimmung es sei, «Leid, Schmerz und Tod zu säen». In völliger Übereinstim-

mung mit dem selbstgewählten Symbol: «Z wie Zombie». Nur eine Niederlage könne das in eine Antiwelt abgedriftete Russland «heilen». Diese Niederlage aber sei «die gemeinsame Aufgabe der freien Welt». «Kein fauler Kompromiss, kein Einfrieren, kein «schlechter Frieden», kein naiver Wunsch, sich durch Selbstbetrug und auf Kosten der Ukraine abzuschirmen.» Mit Russland gebe es kein «Win-win», «kein neues Appeasement», beteuert er und plädiert für Standfestigkeit.

Die braucht es tatsächlich, will die Ukraine – und mit ihr Europa – eine friedliche Zukunft haben. Eine andere Frage ist, ob Russland, das nach Meinung Andruchowytchs um seine Vergangenheit kämpft, «ohne Militarismus und Expansion überhaupt lebensfähig» wäre. Fest steht: Unser Augenmerk und unsere Anstrengungen müssen unvermindert solidarisch auf die Ukraine gerichtet sein, ohne deren Überleben auch Europas Zukunft massiv gefährdet wäre. Juri Andruchowytchs kluge und beherzte Essays liefern ausreichend Argumente.

Juri Andruchowytch: Der Preis unserer Freiheit. Essays 2014 bis 2023. Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr. Edition Suhrkamp 2845, Berlin 2023. 204 S., Fr. 27.90.